



Ein Glücklicher. Im ersten Juli-Heft der „Grenzboten“ (Dr. W. Grunow in Leipzig) beschreibt ein Mitarbeiter eine Fahrt von Catania nach Athen, und bei der Schilderung der Schiffsfahrt gibt er folgendes Ergebnis zum Besten: „Auch ein Exemplar des deutschen Landfahrers war auf dem Schiffe. Schon auf der Agentur in Catania hatte ich einem jenseitigen Landsmann in abgetragener aber noch einigermaßen anständiger Gewandung zurecht geholfen. Er wollte ein Billet kaufen und konnte doch kein Wort Italienisch. Dieser junge Mann fuhr natürlich 3. Klasse, erschien aber nach dem Dinner jedesmal im Speisesaal der zweiten und spielte uns auf einer schönen Zither etwas vor. „Al Tedesco“ war bald eine populäre Persönlichkeit. Besonders imponierte den Italienern, daß er ohne alles Gepäck, bloß mit der Zither in fremden Ländern herumstreifte. Ich suchte hinter das Wesen und die Pläne dieses seltsamen Landsmannes zu kommen und der machte nach guter deutscher Art aus seinem Herzen auch durchaus keine Mördergrube. Der junge Mann war ein unterfälliger Sachse, hieß Sonnenschmidt, war ursprünglich Sattler gewesen, aber infolge einer schweren Krankheit bei der ihm nach seiner Auslassung kein Arzt helfen konnte, zum fanatischen Naturheiler und Vegetarier geworden. Da er nun nicht mehr rauchte, und kein Bier mehr trank, hatten ihn seine Kollegen nicht nur gehöhnt, sondern ihm auch, wo sich Gelegenheit bot, seine Arbeit verdorben, so daß er es als Sattler nirgends ausbilden konnte. Seine Verpflegung auf dem Schiffe befruchtete er nicht nur von den Solbi die ihm sein häßliches Zitherspiel einbrachte, sondern er hat uns auch, ihm von dem Brote und den Aufzügen, die wir bekamen, abzugeben was wir denn auch aus landsmannschaftlichem Korpsgeist thaten. Jeden Tag goß er sich an der Schiffsrampe kalt ab und pflegte dann an einer versteckten Stelle des Vordersteckes ein Sonnenbad zu nehmen. Er war auch bekannt mit dem berühmten Naturmenschen „Gustav nager“ und zeigte mit Stolz Briefe von ihm sowie sein Bildnis. Auf meine Frage, was er denn nun eigentlich anfangen wollte, sagte er: „Ich gehe nach Grebe“ — er meinte Kreta — und will sehen, daß ich dort eine Art Adlerbaukolonie gründen helfen kann. Ein paar Freunde von mir sind schon dort; wenn wir da nicht gefällt, gehe ich nach Syrien und gründe da eine Adlerbaukolonie.“ Als das Schiff vor Kreta hielt, und er mir zum Abschied die Hand schüttelte, fragte ich ihn, wie er denn eigentlich in Kreta seine Freunde finden wolle, da er doch deren Adresse nicht kenne. Er sagte darauf: „Du dumme ich erst ein bißchen aufm Markt und in den Straßen, und dann gehe ich auf die Post, da müssen sie doch wissen, wo meine Freunde wohnen.“ Der gute Mann war durch ganz Italien gekommen. Er war in der Regel barfuß, die Stiefel an einem über die Schulter gelegten Stod hängend, seines Weges gezogen, von den Südtalienern und Sizilianern aber trotz seiner erbärmlichen Erscheinung beständig angebetet worden, worauf er immer die beiden Worte: „povero viaggiatore“ erwidert hatte. Im Uebrigen verstand er weder Italienisch noch irgend eine andere Fremdsprache. Dennoch bin ich überzeugt, daß er durch „Grebe“ und Syrien ebenso gut durchgekommen ist wie durch Italien und Sizilien. Häßt dieser Sonnenschmidt — so fragte ich mich öfter — nicht ein beneidenswertes Leben? So ohne Gepäck, ohne Sorgen, so ohne Strudel und Zweifel die schönsten Meeren und die schönsten Länder zu durchreisen, nur auf seine Zither vertrauend und auf den Spruch der Väter, daß Gott seinen Deutschen verläßt, und dabei das Herz geschwellt von dem

Gedanken, für die Verwirklichung eines Ideals zu leben, nämlich für die Verbreitung der „natürlichen Lebensweise“ und der Enthaltung von allen fleischlichen, alkoholischen und nikotinischen Genüssen!

Der gebratene — Papagei. Ein amüsantes Geschichtchen machte jüngst unter Hervorrufung größter Heiterkeit in Moabit die Runde. Die „Berl. Morgenpost“ erzählt es wie folgt: Ein in der Stenbalerstraße wohnender Beamter B. hatte seiner Frau schon seit langer Zeit einen Papagei in Aussicht gestellt. Die Suche nach einem sprechenden, aber nicht zu theuren Grünvögel hatte endlich ihren Abschluß gefunden, indem der zärtliche Gatte ein Prachtexemplar dieser exotischen Vögel für 60 M. erstanden hatte. Dem Vogelhändler hatte er den Auftrag gegeben, den Papagei in den Vormittagsstunden abzuliefern. Nun bekam aber der Beamte den Besuch einer schlesischen Nichte, die in ihrem Heimathsdorfe wohl Kartoffelgraben, Heuen, Spargelstechen usw. nicht aber einen Papagei kennen gelernt hatte. Kurz und gut: als Herr B. gegen 3 Uhr nach Hause kam, fand er sein Weibchen in Thränen aufgelöst vor. Das Räthsel war bald gelöst. Frau B. war zum Markt gegangen, und während ihrer Abwesenheit war der Papagei in einem schönen Bauer der ländlichen Nichte präsentiert worden. Diese betrachtete den ihr unbekannten Vogel mit staunenden Blicken und fragte den Ueberbringer, ob das Federvieh fürs Mittagessen sei. Die Antwort „Ne selbstredend“ nahm sie für bare Münze, und da sie ihrem Tanten eine Arbeit ohnehin abnehmen wollte, machte sie mit dem Krummschnabel kurzen Prozeß, sie drehte ihm den Hals um, rupfte das herrliche Gefieder aus, nahm Eingeweide usw. heraus und legte den 60-Mark-Vogel, nachdem sie ihn gehörig „gejagt“ und auch sonst zugerichtet hatte, in die mit Butter belegte Bratpfanne. Als sich dann die ersten Bratgerüche zeigten, kehrte die Hausfrau heim und — na, die Dorfschöne mußte noch Abends zu den Thyrnen heimkehren.

Ein Londoner Geheimniß. Der „Daily Telegraph“ schreibt, daß am Freitag Abend in Soho (Lyfordsstreet) ein Mann in einer Zinnbüchsenfabrik eine große Theedüchse mit dem Auftrag abgab, sie zu verlöthen. Nachdem der Auftraggeber, der die Büchse später wieder abholen wollte, verschwunden war, entdeckte man, daß die Büchse unangenehm roch. Dies veranlaßte den Ladenbesitzer einen Polizisten herbeizurufen, um in dessen Gegenwart die Büchse zu öffnen und man fand Theile von zwei verschiedenen Menschenköpfen darin. Der eine Kopf war der Länge nach durchgeschnitten worden. Der Auftraggeber holte natürlich keine Büchse nicht wieder ab und der Polizei fehlt bis jetzt jede Spur von ihm.

Eine seltsame Tanz-Statistik veröffentlicht ein französischer Statistiker. Er hat ausgerechnet, daß ein gewöhnlicher Walzer für jeden Tänzer einen Weg von 1200 Metern darstellt. Das ist der längste „Tanzweg“, wenn man die Quadrille ausnimmt, deren vier Figuren, zusammengekommen, jede der acht Personen, die sich daran betheiligen, fast zwei Kilometer machen lassen. Unter den Einzeltänzen kommt nach dem Walzer die Margurka, die 960 Meter repräsentirt; die Polka 900 Meter und der Viereckstanz kaum 800 Meter. Das ist noch nicht alles: unser Statistiker ging noch weiter. Er hat, auf Erfahrungen gestützt, berechnet, daß auf einem großen Ball, der etwa um 10 Uhr Abends beginnt, um gegen 5 Uhr Morgens zu enden, eine Person, die an allen Tänzen theilgenommen hat, nicht weniger als 56,000 Schritte machen mußte, was 38 Kilometer repräsentirt, d. h. so viel, als der Hin- und Rückweg von Paris nach Versailles beträgt.

Thiere als Verbrecher. Die Thatfachen zeigen ohne Frage, schreibt ein Mitarbeiter von „Leisure Hour“, daß es im Thierreich viele merkwürdige Aequivalente des Verbrechens unter den Menschen gibt. Der „Kannibalismus“ ist in der Thierwelt nicht unbekannt. Wölfe fressen Wölfe; und unter gewissen Umständen, und trotzdem im Sprichwort das Gegentheil behauptet wird, fressen Hunde auch Hunde. Gutgenährte Hunde machen sich dieses Verbrechens nicht oft schuldig, obgleich dies auch beobachtet worden ist, wo die Nothwendigkeit durchaus nicht drängte; aber arktische Rei-

sende haben häufig ihre hungernden Hiehund mit den Beichnamen der vor Kälte oder Hunger gestorbenen Hunde gefüttert; unter solchen Umständen haben sogar Mütter ihre Jungen ohne Zögern u. mit Appetit verzehrt. Hauskazen haben ihre Jungen getödtet u. gefressen, und von Kaninchen weiß man, daß sie sich gegenseitig fressen, selbst wenn sie reichlich mit Nahrung nach ihrem Geschmac versehen sind. Die Ratte ist unter dem Druke der Verhältnisse fast immer kannibalistisch. Die kannibalistischen Neigungen des Heds brauchen nur wenig Anreiz. Junge Krokodile werden gelegentlich von ihren Eltern verschlungen, oder wenigstens von ihren Müttern. Kriegersameisen verschlingen in Wuth die Ameisen, die sie in der Schlacht getödtet haben. Kindesmord, Vatermord, Muttermord und Brudermord kommen auch in der Thierwelt vor. Es gibt Verbrechen, deren einziger oder Hauptbeweggrund eine eingewurzelte Abneigung des Angreifers gegen den Angegriffenen ist; diese seltsame Antipathien gibt es in der Thierwelt und sie sind die Ursache der Thätlichkeiten und oft des Todes beider Parteien. Pferde Hunde und Affen liefern viele Beispiele. Die plötzlichen Ausbrüche nicht zu beherrschender Raserei, die den Malagen zwingen, Amok zu laufen, ergreifen zu Zeiten auch die sanftesten Thiere mit demselben Ergebnis wie bei den Eingeborenen auf der Malagenhalbinsel, bis das diesem schrecklichen kurzen Wahnsinnsanfall unterworfenen Thier gefangen oder erschlagen werden kann. Verschieden davon sind die Fälle von Thieren, die wegen ihrer Geduld sprichwörtlich sind und doch zur Wuth angetrieben werden können. Das Dromedar, das gewöhnlich ein Muster guten Benehmens ist, wird manchmal von seinen Treibern geseht, bis sie vor seiner Wuth fliehen oder sich ausziehen und ihm die Kleidungsstücke hinwerfen müssen, damit es darauf trampeln und sie zerreißen kann. Bekannt ist, wie weit der gelehrige Elefant sich von seinem Wunsche nach Rache tragen läßt, wenn seine Würde beleidigt oder seine gute Natur mißbraucht ist. Merkwürdig ist, daß bei Thieren wie bei Menschen einige der schlimmsten Vergehen ihren Grund in leidenschaftlicher Liebe haben. Die Eifersucht brennt heftig in der Brust manchen Thieres, u. die ganze Thierwelt vom Tiger bis zur Taube ist jeder Ausschreitung gegen die eigene Gattung oder den Menschen fähig. Unter den höheren u. niederen Thieren sind auch Verbindungen zu dem absichtlichen Zwede Böses zu thun, nicht selten. Andere Thiere stehlen in Vanden. Paviane ziehen truppweise aus, um in schwer zugänglichen Obstgärten zu rauben. Klimatische Bedingungen und Temperaturwechsel üben einen Einfluß auf das Gemüth der Thiere aus. Im Allgemeinen sind bekanntlich die Thiere, die in heißen Ländern leben, wilder als die in dem kalten oder gemäßigten Klima.



Allerfeinste Süßrahmbutter
per Pfund M. 1.10.
J. Hauser,
Schulgasse 6.



Kohlen.
Liefere in bester Waare zu den am Platze billigsten Preisen, und lade Jeden ein, sich durch Probebezüge von der realen und aufmerksamen Bedienung zu überzeugen.
W. Thurmann jr.,
Wiesbaden, Wellritzt 19. Telefon 546 (Birnstein).

Trauringe

in massiv Gold von 5 M. an.

Goldwaaren u. Uhren

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

1777

Langgasse 3, 1. Stiege, kein Laden, Langgasse 3 1, Stiege.



Niederlagen Herz-Schuhwaaren

für Wiesbaden und Umgegend

J. Speier Nachf.

Langgasse 18.

Telephon 246.

Wilhelmstrasse 14.

Telephon 2001.

Versandt nach Auswärts.

6883



* Tägliche Unterhaltungsbelle des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

SS Selbstliebe. SS

Roman von Constantin Harro.

CD

(19. Fortsetzung.)

„Bleibe ein bißchen wach, Papa!“ bat sie, seine mageren Hände streichend. „Du schläfst sonst des Nachts nicht. Laß Dir etwas erzählen. Oder soll ich vorlesen?“

„Nein, Kind. Sprich nur. Ich höre schon zu . . . Und weißt Du: Grazia möchte ich auch hier haben — jetzt. Willst Du sie nicht holen?“

Ein wehes Lächeln ging durch Bellas Züge.

„Du mußt die Mama entschuldigen“, sagte sie zärtlich. „Sie ist gerade heute sehr beschäftigt, wenn Du aber willst, gehe ich doch noch einmal . . .“

„Nein, nein, bleibe!“ fiel er ihr in die Rede. „Ich glaube Grazias Unruhe thäte mir heute nicht einmal gut . . . Sprich nur, Kind. Bauldere mir etwas vor.“

„Soll ich Dir von Welchersburg erzählen?“ fragte sie lebhaft.

„Ja, ja! Wenn der Frühling kommt, reise ich mit Dir hin. Freust Du Dich auf Welchersburg, mein Kind?“

„Sehr!“ rief sie mit strahlenden Augen.

„Es gehört Dir auch. Dir allein!“ sprach er mit einem gültigen Lächeln.

Sie verstand diese Worte nicht recht.

Nach kurzem Nachdenken schilderte sie das sonnige Leben in Welchersdorf kurz nach ihrer Rückkehr aus dem Pensionat. Auch Friebels Namen kannte sie, und der Gedanke an den Fernen, immer noch von ihr Geliebten, ließ ihre Rede leidenschaftlich dahinströmen. Sie vergaß beinahe, daß sie bei einem Leidenden saß.

Es blieb sehr still im Zimmer, als sie ihren Bericht geendet hatte. Und wieder durchschauerte sie eine seltsame Bangigkeit. Des Generals Anblick lag ihr abgewendet . . . Schließ der Vater?

Sie tastete nach seinen Händen und fuhr erschrocken zurück. Das war ja Todesstarre!

Sie stand regnungslos, von einem tiefen Schmerz erfasst. — Es war so gekommen, wie es der Geheimrat vorausgesagt. Ein plötzlicher Tod hatte den Vater schmerzlos hinübergeholt.

Die pomphafte Beerdigung des Generals von Thonau hatte vor mehreren Wochen stattgefunden.

In Bellas lautlose Klage mischte sich das maßlose Lamentieren der jungen Witwe.

Das Testament Thonaus hatte mit einem Schlage alle Hoffnungen Grazias auf ein freies und genussreiches Dasein zunichte gemacht. Bella war die Universalerin geworden. Grazia hing in Zukunft von ihrer Stieftochter ab!

Es war selbstverständlich, daß die Witwe des Generals standesgemäß leben mußte. Bella hatte die Verpflichtung, die Zinsen eines großen Kapitals Grazia zur Verfügung zu stellen. Diese Bezüge fielen aber sofort weg, wenn Thonaus Witwe sich zu einer zweiten Heirat entschloß.

Grazia fiel aus einem Weintrampf in den anderen, als sie

Nachdruck verboten.

zum vollen Verständnis ihrer Situation kam.

„Eine Scheinfreiheit also, die härter bindet als die langweiligste Ehe in glänzender Vermögenslage es thun konnte!“ Sie klagte ihre Tochter Bella an, dem Vater diese Bestimmungen diktiert zu haben.

„Du bist an allem schuld, nur Du!“ sagte sie gehässig. „Längst konntest Du verheiratet sein. Aber natürlich: Du mußtest als Aufpasserin hier im Hause bleiben, mußtest Dich als gefühlvolle Tochter aufspielen! Das ist der Dank Thonaus für meine Entsagung, meinen Edelmut!“

Bella ließ alle diese Schmähreden gleichgültig über sich ergehen. Sie betrauerte ihren Vater innig. Die Erbschaft, die ihr zufiel, konnte in ihrem ähneren Leben nichts ändern. Sie war stets andere Wege gegangen, wie ihre Stiefmutter. Sie wußte, daß Besitz auch Pflichten auferlegt.

„Der arme Fakmühl“, rief Grazia boshaft. „Der hat umsonst um Deine Gunst geworben! Ich werde es wohl noch erleben müssen, daß Du einen armen Schüler, so einen von Deinen Studenten, dem Du das Studium bezahlst, zum Besitzer von Welchersburg machst! Schade, daß Liebenau diese Krosinsky gewählt hat! Jetzt hättest Du ja Geld genug für ihn, und eine häßliche Frau hat zuweilen auch ihre Vorteile.“

„Ich habe Liebenau nie geliebt“, sagte Bella, der jetzt hoch flammende Röte ins Gesicht schlug. „Aber ich habe an die Aufrichtigkeit der Gesinnung Liebenaus geglaubt . . .“

Wäre sein Charakter edel gewesen, so hätte ich ihn mit der Zeit wohl lieben können. Wenn ich in dem eleganten und schönen Offizier den Mitgiftjäger nicht erkannte, so muß meine Unerfahrenheit als Entschuldigung gelten . . . Daß ich häßlich bin, weiß ich sehr wohl. Meiner Ueberzeugung nach giebt es aber immer noch Männer, die ihre Gattin nach seelischen Eigenschaften wählen, nicht nach der hübschen Larve.“

„Geht das auf mich?“ höhnte Grazia.

„Nein“, antwortete Bella ruhig. „Und ich will auch mit meinen Worten nicht Etta von Liebenau herabsehen. Ich fordere nur für mich das Recht, so zu leben, wie es meiner Persönlichkeit entspricht. Mein lieber Vater hat mich nicht gehindert, dem Gesellschaftsleben, das meinen Geist verflachte, fern zu bleiben. Er hat mir auch gestattet, die Zinsen meines mütterlichen Vermögens nach Gutdünken, also zuweilen zum Wohle der Bedrängten, zu verwenden; ich werde jetzt nur wieder thun, was ich schon früher gethan. Ich werde meinen Ueberfluß mit anderen teilen.“

„Ach, bitte, dann mit mir!“ rief Grazia lachend. „Da nehme ich Dich gleich beim Wort! Ich bin ja auf Deine Wohlthaten angewiesen!“

„Du schmähst den Vater, indem Du das sagst!“ verietzte Bella mit lobernden Augen. „Ich denke, Du kannst auch in Zukunft ein sorgenfreies Leben führen. Willst Du während des

Trauerjahres mein Gast auf Welchersburg sein, so bist Du mir natürlich willkommen."

"Wie, Du vergräbst Dich in Welchersburg?"

"Du kennst meine Anhänglichkeit an Schloß und Park dort!" antwortete Bella.

"Omi! Ja! . . . Gut, gehen wir nach Welchersburg!" stimmte Grazia entschlossen bei.

Das Trauerjahr mußte in der Stille verlebt werden, und es schien immerhin geboten, die Stieftochter nach Möglichkeit zur Großmutter zu bestimmen, indem man sich ihren Wünschen anpaßte. . . . So dachte Grazia, und sie führte ihren Plan auch aus.

* * *

Liebenau war schon zwei Jahre ein glücklicher Ehemann, als ihm der Tod des Generals Thonau angezeigt wurde.

"Na, die trauernde Witwe", sagte er lachend zu Etta. "Du bist ja auf die Damen Thonau nicht mehr gut zu sprechen. Nicht wahr, Lieblich?"

"Nein, durchaus nicht!" entgegnete Etta aufrichtig. "Der alten Excellenz werde ich stets ein treues Gedenken bewahren, aber sonst . . ."

"Mein Himmel, daß Ihr, Deine Mutter und Du, bei Eurer Ankunft in Berlin bei Thonaus übel empfangen werdet, kann ich mir lebhaft denken", meinte Liebenau. "Du warst erstens aus einem armen Mädchen eine glänzende Partie und zweitens die Braut eines Mannes geworden, auf den manche hübsche Berliner die Augen schmachend geworfen. Ein bißchen Reiz war bei dem Empfang im Spiel, glaub's mir."

Liebenau verschwieg Etta, wie er einst zu dem Thonau'schen Hause gestanden, und daß seine flachen Grundsätze es gewesen waren, die Bella zu einer Ablehnung des Verkehrs mit seiner zukünftigen Braut getrieben hatten.

"Das mag sein", entgegnete Etta. "Jedenfalls wurden wir mit einem gewissen Hochmut empfangen. Und ich gelobte mir auch sofort: zu diesen unausstehlichen Leuten gehst Du nicht mehr."

"Du als glückstrahlende Braut in Frau von Thonau's Salon!" rief Bussio amüsiert. "Das hätte ich sehen mögen! Die Generalin kann Bräute überhaupt nicht ohne Stroll betrachten. Bedenke: sie war siebzehn Jahre alt, als sie diese unpassende Heirat schloß."

"Allerdings. Sie ist zu bedauern", sprach Etta, um vieles milder. "Hätte sie selbst doch auch zu den Mädchen gehört, die ihre Schönheit als Kaufobjekt ausstellen."

"Na, siehst Du, Maus, jetzt sprichst Du vernünftig", meinte Liebenau erfreut.

"Du dankst ja übrigens der Generalin sehr viel. Ohne sie wärest Du in Welchersburg verbannt. Wir wollen also jetzt der trauernden Witwe lieber keine Steine in den Weg legen. Hat sie doch an dem verzwickten Testament ihres eifersüchtigen Mannes schwer genug zu tragen! Wie gern möchte sie noch einmal nach Herzenswunsch heiraten, aber das geht nicht. Sie wird laut Testament mittellos durch eine zweite Ehe."

"Du nimmst sehr die Partei der Generalin", sprach Etta befreundet. "Hast Du sie denn gekannt? Du erzähltest mir doch, Dein Bild sei nur durch Zufall in das Album Frau von Thonau's gekommen?"

"Mein Himmel, gekannt habe ich die Generalin wohl", gab Liebenau etwas verlegen zu. "Ich traf sie oft in Gesellschaften. Damals hatte ja Excellenz Thonau noch nicht seinen Eifersüchtigkeitsschiller und ließ der jungen Frau Freiheiten, die sie selbstverständlich niemals mißbrauchte."

"Ich war einst entzückt von Grazia!" sprach Etta mit leichtem Seufzer. "Wie lange ist das her. Und wie glücklich war man als Kind."

"Grazia von Thonau ist noch heute eine entzückende Frau", stimmte Liebenau bei. "Wir müssen uns bald einmal nach ihr umsehen. Es ist Freundschaft, jetzt zu ihr zu halten."

Neunzehntes Kapitel.

Nach Ablauf des in Welchersburg verlebten Trauerjahres ging Frau von Thonau auf Reisen. Bella bewohnte weiter das

Schloß. Sie verkehrte häufig mit Frau von Strosinsky, die jetzt wieder allein lebte. Friedel Hemmichuh war noch vor der Ankunft Bellas wieder nach Italien gegangen.

Befand sich Bella mit Fräulein Hungar, der alten Erzieherin, die sie wieder zu sich geholt hatte, allein im Schloß, so vertrieb sie sich die Zeit mit Klavierpiel, in dem sie eine große, fast künstlerische Begabung besaß, mit Vektüre und mit Streifereien durch den Wald. . . .

Heute ging Bella den Feldweg entlang, der vom Dorf in den Wald führte.

Schon einmal, in der ersten Frühlingspracht, war Bella allein diesen selben Pfad gewandelt. Damals hatte der Roggen beim leisen Südwestwind grüne Wellen geschlagen, heute banden ihn buntgekleidete Mädchen zu goldenen Garben.

Der Juli neigte seinem Ende zu. Die Blumen des Sommers blühten farbenprächtigt am Rain. Roter Mohn nickte auf schwankenden Stengeln, und der wilde Rosenstrauch glich einem Mädchen, das sich in einer Nacht vom festen, linsichen, unliebenswürdigen Bäckisch zu einer zauberumwobenen, holderröthenden Jungfrau gewandelt hat; auch er gab Duft und Farben die Fülle.

Bellas klare Augen sahen die Pracht ringsum. Sie blickten hinein in den Sonnenhimmel, in dem nur ein einziges, schneeweißes Wölkchen in der Form eines Schwanes schwamm, die tiefe, leuchtende Bläue noch intensiver machend.

Bella gedachte plötzlich des Herbstes und seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, als sie jetzt das reiche Blühen des Sommers mit durstigen Augen in sich aufnahm. Sie liebte den Herbst am meisten von allen Jahreszeiten. Vielleicht that sie das, weil auch ein anderer, den sie gern hatte, den Herbst vorzugsweise pries. Weil Friedel Hemmichuh die herbstliche Haide Landschaft, die im Abendsonnenschein blutrot leuchtete, so wunderbar zu malen verstand.

Warum kehrte Friedel nicht endlich zurück in die Haide-wildnis? War es nicht schön in den weiten weiten Wäldern jenseits von Welchersburg? Und hing die Haide nicht schon zu blühen an? Wo war es schöner, als in der Heimat?

Ach, auch Bella kannte Wanderjahre voller Unfrieden und Sehnsucht!

Welche Bitterkeiten des Daseins hatten auch ihrem freien, stolzen Geist die Flügel zu lähmen versucht, welche kleinliche Nörgereien sie festgehalten im Alltagswust!

"Ist das denn Leben!" hatte dann Bella zuweilen gerufen, angewidert von der Debe, die das Gesellschaftstreiben nur momentan verschleiern konnte. All das Hasten um sie und neben ihr, was war es anders gewesen, als niedrige Spekulation oder verderbliche Genußsucht. Sie sah recht wohl ein, daß man in einer Welt des Erwerbs nur auf anderer Kosten reich werden könne. Doch schmerzte diese Erkenntnis.

Als kluges, listiges, idealgefinntes Mädchen war sie nach der Hauptstadt gekommen, um mit hellsehenden Augen das Leben zu studieren. — Jetzt, da sie allein durch die Felder von Welchersburg schritt, kam sie sich alt vor, grau und verstaubt. Aber hier floß der Gesundbrunnen, der wieder Farben der Freude auf die erblaßten Wangen zaubern sollte! Konnte dies noch geschehen?

O ja! Von heute zu morgen schon. Wenn "Er" kam, der ihre ganze Sehnsucht geliebt! Wie hatte sie doch stets den häßlichen Friedel, den die Andern verlachten, so gern gehabt!

Friedel und sie waren damals in ihrer Umgebung die Unverstandenen gewesen. Gerade, wie die erste Jugend thut, hatten sie sich aneinandergeschlossen, weil gleiches Empfinden, gleiche Lauterkeit der Gesinnung, die gleiche Energie in ihnen vorhanden war. Unwandelsbare Freundschaft hätte sie verbunden, wäre ihr Geschlecht dasselbe gewesen.

Jetzt, in den Fluren der Heimat, kam es Bella erst zum Bewußtsein, daß all ihre Liebe zur Kunst, all ihr Wohlthun an Künstlern, nichts anderes gewesen, als Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendfreunde.

O, sie kannte sein mühevolleres Kämpfen, sein Ringen und Schaffen. Sie kannte seinen Ruhm! Wie viele glückliche Stunden hatte ihr dieser Ruhm gegeben! "Die einzigen lebenswerten" meinte sie

(Fortsetzung folgt.)



Reines Herz und reiner Sinn
Führen g'rad zum Himmel hin.

Gerne will ich, wenn ich kann,
Leiden helfen tragen;
Kann ich's nicht, so will ich dann
Doch ein Trostwort sagen.

Wenn Du in Groll und Zwist
Mit einem Deiner Nächsten bist,
So denke, daß vielleicht schon morgen,
Enthoben aller Erdenjorgen,
Vorbei das Leben ist
Und mit dem Leben auch — der Zwist.

Grünende Erinnerungen.

In den beliebtesten Geschenken bei Arm und Reich zählen unsere blühenden und nichtblühenden Topfgewächse, und das mit Recht. Denn wohl kaum ein anderer Gegenstand ist geeignet, eine so bleibende Erinnerung an den Geber wahrzunehmen, als die Pflanzen, die wir uns durch sorgfältige Pflege jahrelang erhalten können, wodurch sie tagtäglich die Erinnerung von neuem in uns auffrischen. Auch bei wichtigen Momenten im Leben kann die Pflanze als Denkmal eine Rolle spielen. Erinnern doch die in fast jedem deutschen Städtchen gepflanzten Friedenszeichen vielleicht noch hunderte von Jahren die Menschheit an den glorreichen Krieg von 1870—71, und in ähnlicher Weise kann auch jeder Einzelne wichtigen Begebenheiten in seinem Leben durch die Pflanzung eines Bäumchens ein dauerndes Denkmal setzen. „Mein Blumentisch, der die verschiedensten Pflanzen enthält,“ schreibt eine Dame, „ist ein kleines Potpourri von Erinnerungen. Da steht zunächst ein kleiner Myrthenbaum. Ich pflückte das Reis aus der Brautkrone einer intimen Freundin. Einen Cypressenzweig brachte ich mit großer Vorsicht aus dem berühmten und berühmten Monaco über die Alpen. Sorgfältig wurden die Reisfächerchen, zu Hause angekommen, eingeseht, wovon sich zwei zu stattlichen Bäumchen entwickelt haben, die mir noch öfter von dem schönsten Fleck Erde erzählen. Einen Waldmeisterzweig nahm ich aus der Abschiedsbowle, die ich mit einem treuen Freunde trank. In einen Topf mit Walderdbeeren und Sand gesteckt, schlug dieser Zweig bald Wurzeln, und heute grünt und blüht auch diese Erinnerung fort als schönstes Andenken. So weiß mir jede meiner Pflanzen eine kleine Geschichte zu erzählen, wodurch sie mir doppelt werth und unersetzlich geworden sind.“

Kindermund.

Seine Auffassung.

Der Lehrer setzt dem kleinen Fritz die Geseze der Interpunction auseinander. „Weißt Du nun,“ fragt er, „wie man das nennt, wenn man hinter den Satz einen Punkt setzt?“ — „Interpunction,“ ruft triumphirend der kleine Fritz.

Auch eine Erklärung.

Der Lehrer erzählt den Knaben von der Brutalität eines Herrschers. Lehrer: „Karl, was ist Brutalität?“ — Karl: „Das — das ist eine Anstalt, wo kleine Vögel ausgebrütet werden — eine Brutanstalt!“

Paßt nicht zusammen.

Die kleine dreijährige Zulu besucht die Großmama. Als kranken Naturkind hat sie immer Hunger und bittet sie gleich

um ein Butterbrot. Sie läuft nun mit demselben vor die Thür, sieht bald das Haus, bald das Butterbrot an und meint nachdentlich: „O, so'n großes Haus und so'n kleines Butterbrot!“

Weib, Frau, Gemahlin.

Ueber diese Bezeichnungen für „Gattin“ befinden sich in den Werken von David Strauß folgende Bemerkungen: „Wenn man aus Liebe heirathet, wird man Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit ein Ehebündniß eingeht, Herr und Frau, und wer aus Verhältnissen heirathet, Gemahl und Gemahlin. Das Weib liebt den Mann, die Frau schont ihn, und von der Gemahlin wird er geduldet. Man hat für sich allein ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau, und für die Welt eine Gemahlin. Der kranke Mann wird von seinem lieben Weibe gepflegt, von der Frau besucht, und nach dem Befinden erkundigt sich seine Gemahlin. Die Wirthschaft besorgt das Weib, das Haus die Frau, den Ton die Gemahlin. Man geht spazieren mit seinem Weibe, fährt aus mit seiner Frau, und macht Partien mit seiner Gemahlin. Unseren Kummer theilt das Weib, unser Geld die Frau, und unsere Schulden die Gemahlin. Sind wir todt, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau, und geht in Trauer unsere Gemahlin.“

Am Toilettentisch.

Roths Arme und Hände.

Je mehr ein Körperteil der Sonne und der Luft ausgesetzt ist, um desto derber und röther erscheint seine Oberhaut; je mehr diesen Einwirkungen entzogen, um so weißer und zarter wird sie sein — daher die große Rolle des Handschuhs im Frauenleben. Es empfiehlt sich bei solchen Leiden, gröbere häusliche Arbeiten zu unterlassen oder nur mit Handschuhen bewaffnet zu verrichten, welche die Theile, soweit sich die Röthung erstreckt, bedecken. Damen mit unliebsamer Röthe der Arme und Hände und trockner, spröder, rissiger Haut darauf mögen vor dem Zubettgehen um die erwärmten Theile in Milch eingetauchte und dann ausgewundene Kompressen befestigen und letztere mit Guttaperchapapier bedecken. Weniger sauber, aber auch nützlich ist ein Breiumschlag von Weißbrotkrume mit Milch. Gute Dienste leistet auch allabendlich nach gehöriger Waschung und Abtrocknung eine Einreibung von Kristallpomade und das Tragen möglichst langer Rehllederhandschuhe während der Nacht.

Praktische Winke.

Sparfames Aepfelschälen.

Daß bei dem Schälen der Aepfel möglichst wenig verloren gehe, ist in Anbetracht der hohen Obstpreise das Bestreben aller sparsamen Hausmütter, die noch durch die Thatsache, daß dicht unter der Schale das höchste Aroma sich entwickelt, in diesem Sinne bestärkt werden. Doch selbst das schärfste Messer und die geübteste Hand wird mehr abschälen als nur die Oberhaut, und daher wird ein einfaches Verfahren zum sparsamsten Schälen der Aepfel gewiß willkommen sein. Man taucht die Aepfel in lauwarmes Wasser eine kleine Minute und kann sie dann mit Leichtigkeit wie eine Pellkartoffel abschälen, ohne daß das Geringste verloren geht.

Die Gartenarbeit beginnt.

Ein sehr gutes Mittel für schmutzige Gartenhände ist gereinigtes Petroleum, wie man es zum Brennen in den Lampen braucht. Jeder Fleck, ob von Harz, Theer, Farbe u. löst sich sogleich mit Petroleum, und dabei wird die Haut weich. Man gießt sich in die hohle Handfläche einige Tropfen Petroleum, reibt die Hände tüchtig damit ein und wäscht sie dann zweimal bis dreimal mit lauwarmem Wasser und Seife ab, um den Petroleumgeruch zu verlieren.



Am 7., 8. und 10. des Monats Beginn neuer Schönschreibkurse

in kaufm., Beamten-, Kopf- und Handschrift,

in Tag- und Abendstunden,

nach meiner in ganz Deutschland, sowie im Auslande bekannten und eingeführten Methode, unter Garantie des Erfolges.

Schreiberfolg:

Whinn Schrift
Nach der Verbindung
mit der Handschrift
System

Dieses ist
meine Schrift nach
16-jähr. Übung

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreib-
erfolge von hiesigen Schülern liegen in meinem
Bureau Interessenten zur Einsicht offen.

Beginn der Ferienkurse für Schüler und Schülerinnen

zu ganz ermäßigten Preisen,

am 21., 23. und 25. Juli.

Unterricht

in Buchführung, sowie in den gesamten kaufm. Wissenschaften in 1/2-
und 1-jähr. Kursen. Auch Einzelunterricht, Perfekte Ausbildung
garantirt.

Nach dem Kurzus Vermittlung von Stellung.

Sämtlicher Unterricht an Damen steht unter per-
sönlicher Leitung von Frau E. Schreiber.

8200

Dir. E. Schreiber,

Rheinstrasse 103, I., an der Ringkirche.

Gicht

279/100

Als wirksamstes und
dabei unschädlichstes
Mittel empfohlen die
ersten medizinischen
Autoritäten;

Sidonol (Chinasauris
Piperazin)

Käuflich in den Apotheken

Vereinigte Chemische Werke Act. Ges. Charlottenburg.

Herrn!

Zambacapseln

gefüllt mit Galol 0,05, dest. Sandelöl 0,2
Aerztl. warm empfohlen gegen Blasen-
u. Harnleiden, Ausfluss u.s.w. Für den
Magen absolut unschädlich, rasch und
sicher wirkend. Vieltausendf. bewährt.

Dankschreiben aus
allen Weltteilen geg.
20 Pf. Porto vom
alleinig. Fabrikanten
Nur acht in roten Packeten zu 3 Mk.



Diese Capseln sind nur echt
mit dem Aufdruck „Zamba-
capseln“ und der Firma Apo-
theker E. LAHR in Würz-
burg, in WIESBADEN
in der Löwen- u. Taunus
Apotheke. 849/39



Unsortirte Cigarren

per Stück 6, 8 und 10 Pf.,

herbvorragende Qualitäten.

8099

J. C. Roth, Wilhelmstr. 54, Hotel Bloch.

Submission.

Zu dem Neubau eines Schulhauses nebst Abortgebäude
der Gemeinde Sonnenberg b. W., sollen die Arbeiten, als
Planirungs-, Erd-, Maurer-, Steinhauer-, Zimmer-, Dachdecker-,
Klempner-, Schreiner-, Schlosser-, Glaser- u. Tüncherarbeiten
in getrennten Loosen im Submissionswege vergeben werden,
wzu Termin auf **Mittwoch, den 16. Juli 1902,**
Nachmittags 5 Uhr im Rathhaus hier, anberaumt
ist. Die Submittenten haben ihre Offerten verschlossen und
mit der Aufschrift „**Schulhaus-Neubau**“ rechtzeitig vor
dem Termin daselbst einzureichen. Die Zeichnungen, Be-
dingungen, sowie Auszüge aus dem Kostenaufschlag sind wäh-
rend der Büreaustunden von 7—12 Uhr Vor- und 3—6
Uhr Nachmittags einzusehen und Angebotsformulare gegen
Erstattung der Schreibgebühren, wobei die Kenntniznahme
und Annahme der allgemeinen und speciellen Bedingungen
sowie sonstigen Grundlagen unterchriftlich anerkannt werden
muß, in Empfang zu nehmen.

Nur diejenigen Angebote werden berücksichtigt, welche
nach dem vorgeschriebenen Angebotsformulare eingereicht sind.
Sonnenberg, den 7. Juli 1902. 8284

Der Bürgermeister.
Schmidt.

Bekanntmachung.

Die Herstellung des Verputzes, des Oelfarbenanstrichs
und des Fußbodens in Classe I im Schulhause in der Thal-
straße soll im Wege des öffentlichen Angebots vergeben werden.

Die Bedingungen können in den üblichen Dienststunden
in hiesiger Bürgermeisterei eingesehen werden. Verslossene
Offerten sind spätestens bis zum **16. d. Mts., Nachmitz-
tags 5 Uhr,** einzureichen und mit der Aufschrift „**Renovirungsarbeiten im Schulhause**“ zu versehen.

Sonnenberg, 7. Juli 1902.

8336

Der Bürgermeister: Schmidt.

Bekanntmachung.

Zwecks Vornahme von Wasserleitungsarbeiten ist die
Thalstraße von heute ab bis auf Weiteres für den Fuhr-
verkehr polizeilich gesperrt.

Sonnenberg, 7. Juli 1902.

8335

Die Ortspolizeibehörde.

Schmidt, Bürgermeister.

Bekanntmachung.

Zwecks Vornahme von Wasserleitungsarbeiten bleibt die
Bierstädterstraße in Sonnenberg vom Gasthaus „zur Krone“
bis zum sog. „Hammelsgraben“ von **Montag den 7.
Juli 1902** ab bis auf Weiteres für den Fuhrverkehr
polizeilich gesperrt.

Sonnenberg, den 30. Juni 1902.

8019

Die Ortspolizeibehörde.

Schmidt, Bürgermeister.

Versteigerung

von Bohnenstangen, Rosen- u. Tomaten-Pfählen.

Donnerstag, den 10. Juli, Vormittags 10 Uhr,
werden im **Großherzoglichen Park zur Platte**

2000 Stück Stangen und Pfähle, für Bohnen, Rosen,
Tomaten u. s. w. geeignet,

an Ort und Stelle versteigert. — Auskunft beim Förster
auf der Platte.

Wiebich, den 7. Juli 1902.

4765

Großherzogl. Luxemburg. Finanzkammer.

Bekanntmachung.

Die **Kirchensteuer-Hebeliste** der **ev. Gesamt-
Kirchengemeinde** für 1902/03 liegt von heute ab während
14 Tagen bei der **ev. Kirchenkasse, Quisenstraße 32,** zur
Einsichtnahme offen.

Die Steuerpflichtigen haben das Recht, von der eigenen
Veranlagung Kenntniz zu nehmen.

Wiesbaden, den 4. Juli 1902.

8240

Der Gesamt-Kirchenvorstand. Riefel.



Nr. 27.

Donnerstag, den 10. Juli 1901.

17. Jahrgang.

Hinaus!

(Ein Ferien-Zucker.)

Ich schnüre nun mein Bündel
Und reise in die Welt.
Der Piepmak und das Bündel
Sind beide warm gestellt.
Ich pfeif' auf die Geschäfte,
Der gold'nen Freiheit froh
Und übe meine Kräfte
Im Wandern. Goldrio!

Geschlossen wird die Sitzung
Der Väter unsrer Stadt,
Wo man — trotz der Erziehung —
Sich ausgesprochen hat.
Sie zieh'n wohl auch ins Weite
Und hoffentlich en gros.
Doch thun sie's nicht — ich schreite
Von dannen. — Goldrio!

Am Tisch der Bier-Philister
Wird's auch allmählich leer.
Jetzt reizt sie kein Minister-
Und sonst'ger Wechsel mehr.
Doch säße man und drüsche
Man noch das leerste Stroh:
Ich schlag' mich in die Büsche
Des Hochwald's. — Goldrio!

Ich will nichts seh'n und hören
Von Kunst und Politik.
Ich zieh' mit meinen Gähren
Vergnügt durch Dünn und Did.
Ich lebe wie ein Wilder,
Seit ich der Stadt entfloß.
Schon denk' ich sehr viel milder
Vom Menschen. Goldrio!

Nichts les' ich mehr von Sanden
Und seiner Theorie.
Denn Aktien, wohlverstanden,
Besah ich leider nie.
Die Börse ignorir' ich,
Und seht, es geht auch so.
Ein freies Leben führ' ich
Selbst kurios. Goldrio.

Der Ärmste kann mich dauern,
Der jezt zu Hause hockt,
Weil ihm in heißen Mauern
Das Blut im Leibe stockt.
Kühl im Comptoir zu sitzen
Ist schön, und im Bureau.
Doch lieber will ich schwitzen
Im Grünen. Goldrio!

Und ist die Lust zu Ende
Und hat der Beutel Ruh',
Dann fehr' ich um und wende
Der Stadt mich wieder zu.
Das ist das einz'ge Bitt're
Im dulce júbilo,
Daß ich die Ebbe witt're.
Und dennoch: Goldrio!

Nachdruck verboten.

Das verwechselfte Kind.

Humoreske von Felix Beyer.

Eduard August Walher war ein Mensch von außerordentlich schwächlichem Körperbau. Sein Haupt war fast kahl, nur mit vereinzelten blonden Haaren bedeckt. Die Farbe seiner Augen ließ sich nicht feststellen, weil er sie konsequent geschlossen hielt. Ueber seinen Charakter ließ sich absolut nichts sagen, davon war noch nichts zum Vorschein gekommen. Ja wir sind vielleicht schon zu weit gegangen, indem wir ihn Eduard August nannten, er hatte diese Namen bis auf weiteres von seinem Vater entlehnt, denn, um es kurz zu sagen, der kleine Walher war erst sechs Stunden alt. Sein Vater, ein ehrfamer Schneider, hatte ihn noch gar nicht zu Gesicht bekommen, denn Tante Ulrike, die Schwester der Mutter, beherrschte die Situation vollständig und behandelte ihren Schwager mit einer Verachtung, welche nicht leicht übertroffen werden konnte. Deshalb war er auch so hirnverbrannt gewesen, ihre Schwester, und nicht sie selbst zu heirathen? Das kam nun davon. Da lag das elende, kleine Wesen, und wenn der Arzt nicht ausdrücklich versichert hätte, daß es noch lebte, hätte sie es nicht geglaubt.

„Ich habe keine Zeit mehr“, sagte der Arzt, die Uhr ziehend, „Ich kann Ihnen nur wiederholen, die einzige Rettung bleibt der Kinderbrutapparat.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre ein wenig geöffnet, und eine schüchterne Stimme ließ sich vernehmen: „Dürfte ich vielleicht —“

„Fort, fort! — Herr Doktor, pusten Sie ihn doch weg!“

„Aber“, meinte der Arzt, „man müßte doch den Vater vollständig —“

„Ganz unnötig, ich werde schon alles allein besorgen.“

Mit einem hörbaren Seufzer wurde die Thüre geschlossen. Der Arzt gab noch einige Rathschläge, dann ging er fort. Ulrike packte den Säugling ein, setzte sich den Hut auf, nahm das eingewickelte Kind wie ein Bündel auf den Arm und schritt zunächst in die Werkstatt, wo der Meister mit einigen Gesellen arbeitete.

„Ich bleibe einige Stunden weg“, herrschte sie den Schwager an, „paß' Du auf die Kranke auf.“

„Aber wohin willst Du — mit dem —?“

„Das Kind geht Dich nichts an, ich trage es in die Anstalt, wo die Kinder fertiggebrütet werden. — Willst Du still sein!“

Meister Walzer ärgerte sich, aber er wagte nicht zu revoltieren, er hatte mit seiner Schwägerin bereits schlimme Erfahrungen gemacht. Um sich zu beruhigen, trank er ein Glas Wasser, denn er war Schriftführer des Mäßigkeitsvereins.

Ulrike erreichte die Anstalt, in welcher der neue Kinderbrutapparat aufgestellt war. Es befand sich zur Zeit kein Patient darin, Eduard August konnte in aller Ruhe die Einsamkeit genießen. Die Wärterin schob den Säugling in einen der Brutkästen und versicherte der Tante, es werde für ihn in jeder Hinsicht Sorge getragen werden. Sogar die Hüllen, in welchen Ulrike ihn gebracht hatte, durfte sie wieder mitnehmen.

Am anderen Tage fanden sich Ulrike, wie der Arzt, in der Anstalt ein, und ersterer war sehr enttäuscht, ihren Schwager dort zu finden. Sie wollte dieser Enttäuschung gerade in Worten Luft machen, als ihr das verstörte Aussehen nicht nur Walzers, sondern auch der Wärterin und des anwesenden Direktors der Anstalt auffiel.

„Nun was ist denn hier los?“ fragte sie.

„Wir finden Eduard nicht“, stieß der Schneider hervor.

„Was? Ist er verbrannt? Oder ist er fortgestohlen?“

„Nein“, sagte der Direktor, „er ist da, er ist im Apparat.“

„Ist er vielleicht irgendwo hineingerutscht, wo sie ihn nicht gleich kriegen können?“

„Durchaus nicht, werfen Sie nur einen Blick hinein.“

„Ach“, sagte Ulrike, „da sind ja sieben Stück darin.“

„Sieben Säuglinge!“ rief Walzer, „und wir wissen nicht, welcher von ihnen Eduard ist.“

„Aber das ist doch einfach, — ich werde ihn schon erkennen.“

Ulrike ließ sich alle Insassen des Apparates einzeln vorzeigen. Schon beim ersten glaubte sie den kleinen Eduard bestimmt zu erkennen, aber nachher bemerkte sie zu ihrem Entsetzen, daß noch drei andere Säuglinge genau ebenso aussahen. Sie starrte vor sich hin, dann rief sie plötzlich: „Daß ich nicht sofort darauf kam! Die andern Eltern werden doch ihre Kinder kennen. Wenn jeder das seine nimmt, muß ja Eduard übrig bleiben.“

„Das stimmt auch“, sagte der Direktor kummervoll, „alle sechs Säuglinge stammen aus dem Findelhaufe und haben noch gar keine Namen, nur Nummern. Und die Nummern wurden ihnen abgenommen, als wir sie hineinlegten. Die Wärterin, die Ihren Eduard untergebracht hatte, war gerade abwesend und im Eifer merkten wir gar nicht, daß der Apparat bereits einen kleinen Patienten enthielt. Wir waren so froh, sechs Kinder auf einmal hineinschieben zu können.“

Die tiefste Verzweiflung prägte sich auf dem Gesicht des unglücklichen Vaters aus.

„Ich hatte es mir so schön gedacht“, jammerte er, „aber daran bist Du nur schuld, Ulrike, warum liebest Du mich das Kind nicht sehen — ich hätte es auf den ersten Blick wieder erkannt.“

„Ja, Fräulein Ulrike“, sagte der Arzt, „das habe ich Ihnen gleich gesagt, das hätten Sie thun sollen.“

„Es war jedenfalls Unrecht von Ihnen —“, sagte auch der Direktor.

„Ja, ja“, sagte Ulrike und ließ sich auf einen Stuhl nieder, „das ist jetzt nicht zu ändern. Herr Direktor geben Sie mir für einen Groschen Arsenik.“

„Sie will mich vergiften“, schrie der Schneider.

„Nein, mich“, erwiderte Ulrike, „ich habe geglaubt, alles gut zu machen —, jetzt muß ich meine Pflicht thun, geben Sie mir Arsenik.“

„Nun“ beruhigte der Arzt, „es läßt sich vielleicht noch ändern — bestimmen Sie sich genau, hatte das Kind kein besonderes Kennzeichen, kein Muttermal?“

„Ich weiß nichts, — ich weiß gar nichts, mein Kopf geht wie Grundbeis.“

„Oder“, fragte der Direktor die Wärterin, „können Sie sich nicht erinnern in welches Fach Sie das Kind gelegt haben?“

„Ich habe es verschiedene Male umgelegt — ich wollte sehen, wo es sich am besten ausnimmt.“

Eine feierliche Stille trat ein. Ulrike sah halb ohnmächtig und trug sich mit phantastischen Selbstmordgedanken. Der Arzt

hatte den Schneider am Armel gefaßt und verglich ihn fortwährend mit den hinter den Glashüren ruhenden Säuglingen. Der Direktor sah die Wärterin streng an, als ob er beständig ein Geständniß von ihr erwarte.

Plötzlich sagte der Schneider: „Ich bitte um ein Glas Bier.“

„Er ist wahnsinnig geworden“, rief Ulrike aufspringend, „seit zehn Jahren hat er kein Bier getrunken, er ist ja im Mäßigkeitsverein — bringen Sie ihn fort! Ach meine arme Schwester! Erst Witze geworden und nun auch Wittwe!“

„Aber“, rief der Schneider ärgerlich, „ich will das Bier ja gar nicht trinken. Ich denke mir nur, derjenige von den Säuglingen, welcher bei Anblick des Bieres schreien und weinen wird, der ist mein Fleisch und Blut.“

Da ein anderer Ausweg absolut nicht zu finden war, beschloßen die Anwesenden, dem Vorschlage des Vaters beizutreten. Die Probe fiel glänzend aus. Während sechs Säuglinge sich beim Anblick des Bieres vollkommen passiv verhielten, brach der siebente in ein, wenn auch ziemlich schwächliches Geschrei aus. Der Chronist muß wahrheitsgemäß hinzufügen: dem siebenten waren ein paar Tropfen des Bieres auf das Gesicht gefallen, was aber niemand bemerkte. Der also, welcher geschrien hatte, hieß von nun an Eduard August Walzer.

Nach einigen Wochen wurde das Kind der Mutter zurückgegeben. Wieder einige Wochen später, an einem Sonntage, gingen die Eltern aus und ließen das Kind in der Obhut des Lehrlinges zurück. Dr. Schneider und seine Frau saßen in einem Sommergarten und tranken Limonade, als die letztere unruhig und um ihr Kind besorgt wurde.

„Warte“, sagte der Mann, „ich springe schnell nach Hause und sehe, wie es dem Kinde geht. Gleich bin ich wieder hier.“

Als er in das Zimmer trat, in welchem die Wiege stand, blieb er vor Entsetzen gelähmt, auf der Schwelle stehend. Der Lehrling hatte in die Milchflasche Bier gefüllt, und das Kind lutschte daran mit sichtbarem Vergnügen. Auch schien ihm die Nasenspitze des Kindes stark geröthet.

„Es ist nicht mein!“ seufzte er und kehrte ganz gebrochen zu seiner Frau zurück, der er nicht einmal etwas sagen durfte.

Lauf der Welt.

Rund ist die Welt und muß sich dreh'n!
So war es und so wird es bleiben;;
Wer Augen hat, um klar zu seh'n
Wird Nichts auf eig'ne Rechnung schreib'n.
Das Schicksal pocht bei jedem an,
Ob König oder Arbeitsmann. —
Ein edler König ist entschlafen,
Von seinem ganzen Volk geliebt,
Er landete in jenem Hafen,
Aus dem es keine Rückkehr giebt;
Und überall, an jedem Ort
Pflanzt sich die Trauerkunde fort.

Ein anderer bestiegt den Thron,
Und Jubel tönt im ganzen Lande,
Sein Volk bringt ungerufen schon
Den Eid der Treue ihm zum Pfande,
Und durch die Welt hallt's wie ein Ton:
Ein neuer König! Wißt ihr's schon? —
Und noch ein And'rer, kaum der Beste,
Stand als geweihter Mittelpunkt
Im glanzgefüllten Krönungsfeste,
Wo Adel, Gold und Reichthum prunkt;
Und Nord und Süd und Ost und West
Spricht vom — „versehlten“ Krönungsfest.

So stirbt auch wohl ein schlichter Mann,
Der redlich nützte seine Tage,
Der schaffte, strebte und erkann
Und erntete nur Noth und Plage;
Dem nächsten ist das einerlei,
Man scharrt ihn ein, es ist vorbei!
Und And're kommen, wirken, streben,
Nicht achtend Mühe und Gefahr,
Im ruhelosen Alltagsleben
Wird kaum der Nächste es gewahr;
Wer kann denn auch auf jeden seh'n?
Rund ist die Welt und muß sich dreh'n!

Der Strohhut für Pferde.

Der Strohhut mit dem Ohrenloch
Wird unser Hottot haben,
Bald will's zur innern Kühlung noch
Etwas „Fürst Pücker“ haben.

Und wenn der Winter kommt heran,
Wird Schimmel, Fuchs und Kappe
Nicht unberechtigt schreien dann
Nach pelzverbrämter Kappe.

Soll nur der Strohhutfabrikant
Verdienen Geld in Massen?
Man muß den Kürschner auch im Land
Etwas verdienen lassen!

Ein Grund zum Trinken.

Mein Arzt empfahl mir Mäßigkeit,
Ich höre: es mit stiller Trauer.
Ach, ist der Mann auch sehr geachtet,
Wißt die Kur doch auf die Dauer.

Gehalten hab' ich alle Tag,
Was ich dem Doctorsmann versprochen;
Schon schwand dahin der Fettbesag
Und sichtbar werden alle Knochen.

Des Essens bin ich fast entwöhnt,
Doch mein Gemüth ist höchst verdiehllich,
Ach, was das Leben uns verschönt
Ist Essen doch und Trinken schließlich.

Suchet! Heut' las ich frohbewegt
Die Frucht von ärztlichen Congressen;
„Wer fürcht vor den Bazillen hegt,
Soll gut und immer reichlich essen.“

Ohnmächtig bleibt solch ein Bazill'
Im Körper eines Wohlgenährten,
Doch Jedem, der da hungert still,
Kann er sofort gefährlich werden!“

Hurrah! Bazillen giebt's zu Hauf
Magnum auf allen Dingen,
Sie lauern unsichtbar uns auf,
Um uns dann umzubringen.

Nun werde ich in diesem Lenz
Den mageren Körper mästen,
Der Teufel hol' die Abstinenz,
Ich eß' und trink vom Besten!

Bazillenfurcht ist Grund genug,
Zu schlemmen bis ich berste.
Der zweite Doktor ist sehr klug,
Viel klüger als der Erste!

Nachdruck verboten.

Wenn man nicht reisen will.

Von Rentier Schulze erzählt.

Goethe pflegte, wenn ihm etwas Unangenehmes passirte, ein Gedicht zu machen, dann waren seine Schmerzen verschwunden. Ich will es auch einmal versuchen. Zwar ein Gedicht, da reicht mein Talent nicht hin, aber dazu langt es noch, die widrige Geschichte, so wie ich sie erlebt habe, aufzuschreiben.

Die Sache war nämlich die, daß ich diesen Sommer durchaus nicht verreisen wollte. Keine Badereise, keine Gebirgsreise, keine Ausstellungsreise, kurzum ich wollte zu Hause bleiben.

Ich bitte, mich deshalb nicht gleich zu verachten, meine Gründe sind schwerwiegender Natur. War ich nicht in jedem Jahre während der heißen Monate irgendwo hingereist! Jedes Jahr, so lange ich denken konnte. Eine verzeihliche Neugier, wie es in dieser Zeit zu Hause aussieht, hatte mich schon lange geplagt! Auch war ich schon überall gewesen und hatte überall unangenehme Erfahrungen in Hotels, Pensionen, mit Badegästen usw. gemacht, daß mir ein derartiger zweiter Besuch verleidet war. Drittens, aber ich denke, weshalb ich nicht reisen wollte, ist schließlich meine Privatangelegenheit, und ich darf hier wohl abbrechen.

Wenn man nun glaubt nicht zu reisen wäre einfach nur ein Entschluß und nichts weiter, so irrt man sich. Es ist gerade heraus

eine Tortur. Als der Termin verstrichen war, an welchem ich gewöhnlich abreisen pflegte, konnte ich keinen meiner zahlreichen Verwandten und Bekannten irgendwo treffen, ohne daß ich gefragt wurde:

„Sie sind noch nicht fort? Wann reisen Sie denn eigentlich?“
„Diesmal gar nicht.“

Ungläubiges Lächeln. Nochmaliges Versichern. Maßloses Staunen. Nochmaliges Bekräftigen meinerseits. Mitleidige Betrachtung meiner werthen Person daraufhin, ob ich noch ganz bei Verstande sei.

Die Damen waren etwas maßvoller in ihren Gefühlsäußerungen, stellten dafür aber ein langes Examen an, das mich bis in den Grund meiner Seele peinigte.

Das ertrug ich acht Tage lang. Dann war mein Entschluß gefaßt. Nicht etwa, daß ich nun doch verreisen wollte, nein, da kennt man mich schlecht. Wenn ich mir etwas vorgenommen habe, so bleibe ich auch fest dabei. Mein Kriegsplan war nämlich der, daß ich niemals anders ausginge, als in Reiseskleidern, mit Umhängetasche und Overguder usw. und wenn mich Jemand fragte: „Nun, jetzt reisen Sie also?“ so erwiderte ich: „Ja, ich reise sofort.“ — entschuldigen Sie mich, ich muß schnell auf den Bahnhof, damit ich den Zug nicht veräume.“ Das erwiderte ich auch meinem Freunde Lehmann und zwei Tage später, als mich der Weg durch die Anlagen der Stadt führte, traf ich ihn wieder. Ich war natürlich wieder in Reiseausrüstung. Ohne seinen Gruß abzuwarten, stürzte ich auf ihn zu und rief:

„Es ist mir etwas dazwischen gekommen, aber jetzt reise ich sofort, Sie können sich darauf verlassen, ich suche eine Tr.“ — im nach dem Bahnhofs zu fahren.“

„Biel Vergnügen!“

Obgleich ich nur die nothwendigsten Geschäftsgänge besorgte, traf ich am nächsten Tage Freund Lehmann wieder. Diese Begegnung machte mich ganz nervös, und ich rief ihm schon von weitem mit heiserer Stimme entgegen:

„Ich reise sofort!“

Obgleich es nun wirklich der Fall war, oder ob es mir nur so vorkam, er schien mir ein unglaubliches Gesicht zu machen und allerlei spize Redensarten auf der Zunge zu haben. Da nahm ich ihn aber beim Kragen, schüttelte ihn derb und rief:

„Sie Frosch, können Sie denn nicht begreifen, daß ein anständiger Mann auch einmal zu Hause bleiben will? Wie kommen Sie überhaupt dazu, zu verlangen, daß ich reisen soll? Was gehen Sie meine Privatangelegenheiten an? Ich verbitte mir alle Einmischungen, hören Sie? Uebrigens reise ich sofort.“

Er blieb wie versteinert stehen, während ich davonstürzte. Jetzt hat er mich wegen Beleidigung verklagt. Ich weiß wirklich nicht, was unangenehmer ist, zu reisen, oder zu Hause zu bleiben.

Der Leutnant.

Nach flotten jungen Leutnants schielen
Verliebte Damen gar zu gern,
Und auch die Schönen Krefelds schwärmen
Für diese tanzenübten Herrn.

Doch in besagter Stadt gab's leider
Bis jetzt nur mit Civil Verkehr,
Denn wo so viele Esen rauchen,
Da fürchtet man für's Militär.

So war's bis jetzt, — doch das kann sich ändern
Gar manches schneller, als man denkt,
Und lebenswürdig'e junge Damen
Bekommen leicht etwas geschenkt.

Ein rechtes Wort an rechter Stelle,
Zur rechten Zeit, im rechten Ton —
Und sieh', für Krefeld ist gefunden
Auf einmal eine Garnison!

Sogar Husaren — ei der Tausend!
Die Blottesten in der Armee,
Die alles Weibliche bezaubern
Bis auf die letzte Küchenfee!

In Krefeld sind, man möchte wetten,
Die Herzen nun aus Rand und Band,
Und alle Suppen, alle Braten
Sind bis auf Weit'res angebrannt!

Wie hübsch, daß auch in Friedenszeiten
Die Damenwelt doch nie vergift,
Wie wichtig — trotz gewisser Mängel —
Ein fester junger Leutnant ist!

(Hamburger Nachrichten.)

Gewitterneigung.

Zeigt sich ein Wölkchen am Himmel,
— kaum sieht das Auge was davon —
Verstummt ein jegliches Gehimmel
Sogleich an unserm Telephon.

Noch fällt kein Regenguß hernieder,
Kein Blitz am Firmamente flammt,
Man dreht die Kurbel immer wieder,
Und dennoch meldet sich kein Amt.

So packt uns Aerger und Empörung
Und man vergißt den tiefen Sinn . . .
Was hilft's uns, wenn: „Gewitterstörung“
Distriert Herr Kraetke's Jüngerin?

Ist jeder Donner dann vorüber,
Die Luft gekühlt, erfrischt und rein,
Wirft telephonisch Du mein Lieber,
Noch lange nicht verbunden sein.

Tritt selbst die Sonne in Erscheinung,
Wird alles trocken weit und breit,
Ist immer noch ganz and'rer Meinung
Des „Amtes“ holde Weiblichkeit.

Drum sag ich es aus Ueberzeugung,
Daß die Telephonistin kennt
Nur eine wahre, echte Neigung,
Die man . . . „Gewitterneigung“ nennt.

Serenissimus in Petersburg.

Als die Tage heiß geworden
Zog er plötzlich hin nach Norden,
Klopfte an am Neivastrand,
Der Bulgare Ferdinand.

Hohe Gunst dort zu erringen
Wollte lang' ihm nicht gelingen.
Es war wirklich garnicht leicht,
Schließlich hat er's doch erreicht.

Ihm winkt eine Königskrone,
Ihm und Boris, seinem Sohne,
Väterchen sagt: Ich halt' still,
Wenn's mein Freund der Sultan will.

Frage an per Telephone:
„Wie steht's mit der Königskrone?“
Antwort: „Es nich!“ Rante, schwapp,
Zog mit langer Nase ab.

Nachdruck verboten.

Aus dem Berliner Gerichtssaal. Sein Geisteszustand.

Mit den Worten: „Ich bitte mir uf mein' Geisteszustand zu untersuchen“ betritt der Angeklagte Julius Wähle den Gerichtssaal. Wähle ist ein Thürlinkenmarber, der wegen derselben Strafthat schon einmal zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt war.

Richter: Machen Sie hier nur keine Ausflüchte und spielen Sie nur nicht den wilden Mann.

Angekl.: Aber, Herr Gerichtshof, über Ihn' aber ooch. Wo werde ich wol 'n wilden Mann spielen, ganz zahm, ganz kleine will ich mir machen, so kleine, det se mir jarnich mehr bemörken soll'n. Un in't Jbrije bin ich for mir jänzlich unverantwortlich von wegen meine jeistige Impotenzität, wodrum ich erjebenst bitte, mir uf mein Geisteszustand zu untersuchen.

Richter: Ich fordere Sie nochmals auf, keine Hausen zu machen. — Wp hatten Sie die 8 Thürlinken her, die Sie dem Tröbler Meyer zum Kauf angeboten haben?

Angekl. (thut, als ob er nachdächte): Bei Meyern? Bei Meyern? Gott, in det große Dorf Berlin, da jiebt et so velle Meyer, det ich nu nich gleich weeh, wat for'n Meyer det sin soll. Un acht Thürlinken sind et jeweßen? — Warten Se mal 'n Ogenblick. — Wie bin ich bloß zu de Thürlinken jekomm? — Ja, richtig, nu weeh ich et schon wieder. — Ich habe nämlich so'n kurzet Zedächtniß, weil ich mir merchdenbheels in jeistige Umnachtung befinde bhue, wodrum ich eben jebeten hatte, mir uf mein jeistigen Zustand —

Richter: Ich lasse Sie nicht weiter reden, wenn Sie noch einmal mit solchen Redensarten kommen. Wo hatten Sie die acht Thürlinken her?

Angekl.: Det will ich ja grade verjählen. — Also! Ich habe een juten Bekannten. Freind kann ich 'n nich nenn' denn der is klozig reich un ich bin 'n armet Juder. Dieser Bekannte is nu — 'n Mann —, een Mann —, der Jeld hat wie Mist un außerdem is er Bauunternehmmer, ja, wahast'jen Gott, Bauunternehmmer, un der Mann, wat mein Bekannter is, der sieht mir mit 'n bedriptet Jesichte rumloofen. „Wähle“ jaacht er: „Ihn ist wohl 'ne Laus ieber die Leber jeloofen, oder ha'm Se sonst 'ne Fliege in de Buttermilch jekunden.“ „Ne“ meente ich, „wenn ich man ieberhaupt mir bloß noch Buttermilch loofen könnte.“ „Wat“, schreit mein Bekannter, „nich mal mehr Buttermilch“, un in sein Seelenschmerz jreift er nach's Portemonnöö un will mir 'n Meter jeben, det ich mir wenigstens Buttermilch loofen kann, aber mein Pech, er hatte et in seine jute Sonndachshose zu stecken, — det kann bei'n reichsten Mann mal vorkommen. Ich stand da wie'n bejoffener Pudel aus alle meine Hoffnungen jesterzt. Aber mein Bekannter, der 'n jutet weechet Herze hat wie Schwamm, der lud mir in, mit uff sein' Neubau zu komm'n un weil grade Thürlinken abjeliefert wurden, jab er mir 'ne Handvoll, et möjen wol grade achte jeweßen sind, un meente: „Verschärfen Se die un for det Jeld loofen Se sich man Buttermilch!“ Un uff die Art bin ich zu de Thürlinken jekomm.

Richter: Und dieses wahnwitzige Zeug soll Ihnen jemand glauben?

Angekl.: Sehen Se, Herr Gerichtshof, nu merken Se't doch selber, det ich wahnwitzig bin, deshalb bitte ich mir uf mein jeist'jen Zustand zu untersuchen.

Der Angeklagte wird zu 1½ Jahr Gefängniß verurtheilt.

Angekl.: Nann? For jede Klink ieber zwee Monate Kasten, det will mir in mein' Verstandskasten nich rin, aber der is ja ooch nich ganz in de Ordnung, deshalb bleibe ich dabei, zu bitten, mir uf mein jeistigen Zustand — — —

Der Angeklagte kann seinen Satz nicht vollenden, da er von dem Gerichtsdiener abgeführt wird.



Arg eingegangen.

„Du, Ludi, gestern als ich bei einem Advokaten in der äußeren Vorstadt einbrechen wollte, bin ich schön 'reingefallen!“

„Nichts gefunden?“

„Nicht einen Pfennig! Dagegen hat er mich erwischt! Ich mußte ihm meine Vertheidigung übergeben und gleich einen Vorstoß erlegen!“

Auch eine Mitgift.

Polizeirath (zu dem Verleger eines Witzblattes, der um die Hand seiner Tochter anhält): „Ihr Antrag ist mir sehr ehrenvoll, doch kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß meine Tochter ohne jedes Vermögen ist!“

Verleger: O, das hat durchaus nichts zu sagen! Ich würde Sie nur bitten, meine Blätter von Zeit zu Zeit konfisciren zu lassen — für unsere Zukunft wäre dann glänzend gesorgt!

Nur immer forreft.

Gerichtspräsident: „Also bitte, Herr Baron, Sie fuhren in Ihrem Wagen die Landstraße entlang. Als Sie sich dem Gebüsch näherten, da stürzten die Wegelagerer hervor. Der Wagen wurde angehalten, umzingelt und die Ausfolgung sämtlicher Werthgegenstände verlangt. — Was thaten Sie?“

Baron: „Ich ließ mir vor Allem die Mitalieder der Bande durch ihren Hauptmann vorstellen! . . .“

Ganz einfach.

Es thut mir leid, Köchin — aber Ihr Essen schmeckt meinem Mann nicht!“

„Daran ist nur Ihr Mann schuld! . . . Nehmen Sie sich doch einen anderen, gnädige Frau!“

Berechtigtcr Zweifel.

Feldwebel (zu einem Einjährigen, der Schauspieler ist): „Alle Patronen haben Sie verschossen und nicht ein einziges Mal die Scheibe getroffen! . . . Und Sie wollen den „Wilhelm Tell“ spielen?“

Notationsdruck und Verlaa der Wiesbadener Verlaags-Anstalt Emil B o m m e r t in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur: M o r i z S c h a e f e r, Wiesbaden.